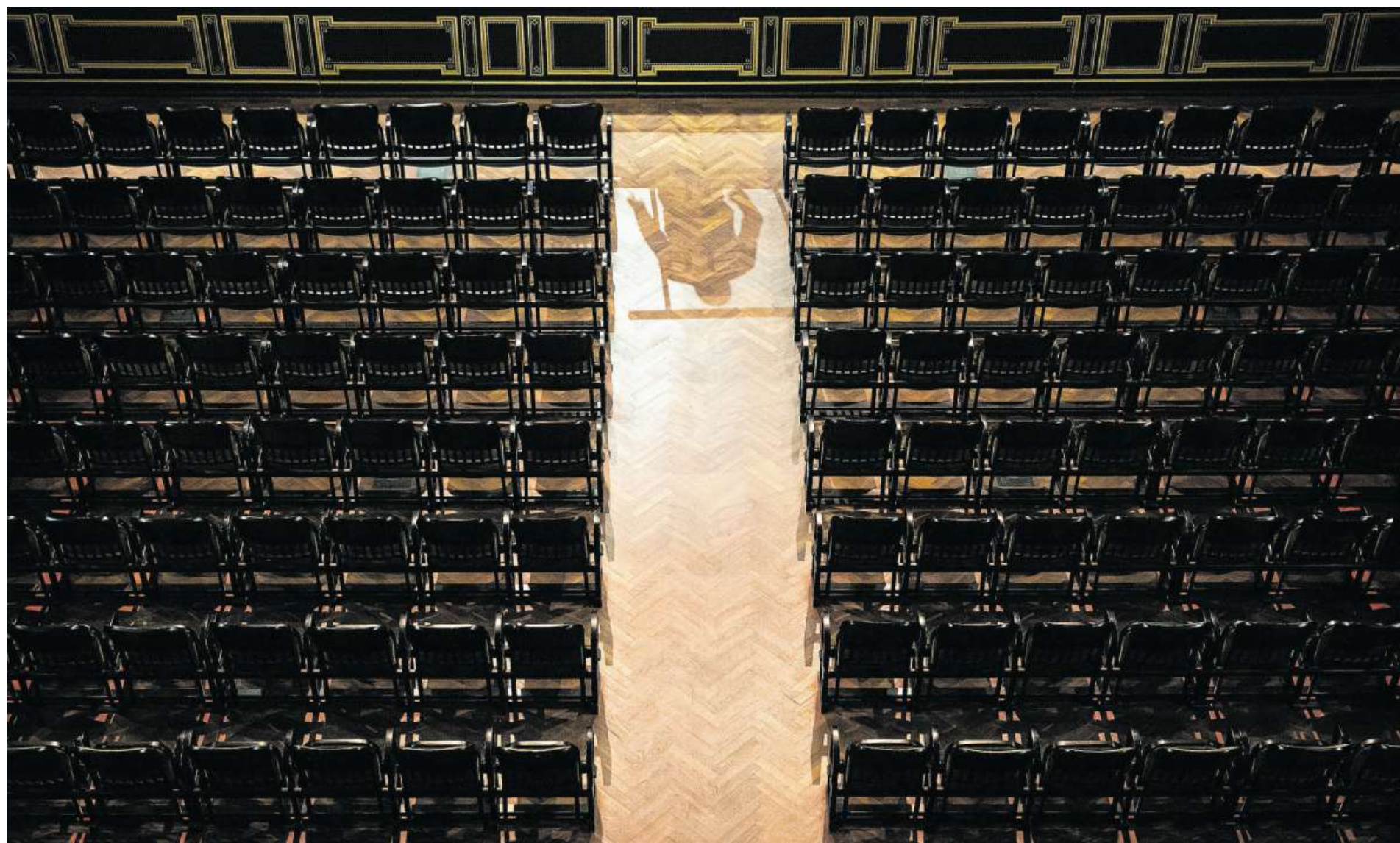


Die deutsche Jugendzeitschrift «Bravo»
lüftet die letzten Geheimnisse SEITE 28

Woody Allens Autobiografie liegt nun vor –
sein Sohn wollte die Veröffentlichung verhindern SEITE 29



Das reale Erklingen von Musik ist keine Selbstverständlichkeit, sondern ein Glück, das wir bald wiederentdecken können.

BALAZS MOHAI / EPA

Nach der Krise werden wir anders hören

Die Corona-Pandemie hat die Musik zum Verstummen gebracht. Wir müssen sie wieder entdecken. Von Laurenz Lütteleken

Die Welt ist still geworden, nicht allein im Alltag, sondern auch in dem, was ihn durchtrennt, was ihn zum Fest macht. Die Konzertsäle sind leer, die Opernhäuser gleichfalls, die Akteure sind verstummt. Musik hat alle Öffentlichkeit verloren, sogar die rituelle, in einer Passionszeit ohne Passionsmusiken, in einem Osterfest ohne Gesang. In einem Akt der Verzweiflung fluten die Institutionen das Netz derzeit mit Musik aller Art, was zwar grosszügig ist – aber die Beklemmung nicht zu verringern vermag, im Gegenteil.

Musik ist eben nicht nur etwas für den privaten Kopfhörer, sondern trägt das Gemeinsame in sich: des Musizierens und des Zuhörens. Wie ein Fanal dieses Zustands wirkte die Premiere der «Götterdämmerung» Anfang März im japanischen Otsu, nahe Kyoto: eine aufwendige Produktion, die gerade noch, vor dem vollständigen Verbot aller Aufführungen, stattfinden konnte, jedoch bereits ohne Publikum, vor vollkommen leerem Haus, per Live-Stream übertragen. Nach dem Finale herrschte bedrückend-ratlose Stille, die Beteiligten haben sich lautlos vor einem menschenleeren Saal verneigt – ein zeichenhaftes Signal. Und unterdessen wäre selbst ein solches nicht mehr möglich.

So radikal der derzeitige Schnitt ist – und in dieser umfassenden Form hat es ihn wohl nie zuvor gegeben –, so deutlich lässt er erkennen, dass Musik den Zeiten einer Krise nicht nur entgegensteht, sondern auf tiefe Weise mit ihnen zu tun haben kann. Wir haben uns in einer langen Phase turbulenter Stabilität allzu leichtfertig daran gewöhnt, diese Wirklichkeit von Musik höchstens noch als abstrakten, nebensächlichen Begleitumstand zur Kenntnis zu nehmen.

Dass dies eine allzu bequeme Vereinfachung ist, lernen wir gerade mühsam. Als vor fast 600 Jahren, um die Jahreswende 1428/29, in Rom eine verheerende Pestepidemie ausbrach, musste auch Papst

Martin V. aus der Stadt fliehen. Kurz vor diesem Exodus hat der päpstliche Kapellmeister Guillaume Dufay eine grossangelegte, bewegende Motette geschrieben, eine flehentliche Bitte an den Pestheiligen Sebastian um Fürsprache im Angesicht des drohenden Todes.

Selbstvergewisserung

Dufay überlebte, im Gegensatz zu vielen anderen, die Katastrophe – und doch haben wir uns irgendwann damit abgefunden, sein Werk vor allem als sich selbst genügende Kunst zu betrachten, weniger als das, was es doch auch und vielleicht sogar vor allem sein wollte: Selbstvergewisserung mit und durch Musik in äusserster Not, unter Aufbietung aller zur Verfügung stehenden Fähigkeiten und Kunstmittel.

Die Geschichte ist voll von derartigen Beispielen, also bedeutenden Kompositionen, in denen sich furchtbare Krisen musikalisch spiegeln und die sich deswegen nicht allein im Kunstananspruch erschöpfen, obwohl sie unbedingt Kunst sind und sein wollen. Als die französische Armee im Mai 1809 Wien belagerte, spielte der schwerkranke Joseph Haydn in seinem vom Bombardement erzitternden Haus mit allerletzter Kraft sein Kaiserlied am Klavier.

Unter dem Eindruck der Schrecken des Ersten Weltkriegs und im Angesicht der beginnenden todbringenden Erkrankung seiner Frau komponierte Edward Elgar sein Cellokonzert. Isang Yun schrieb 1968 während seiner koreanischen Gefangenschaft, bereits gefoltert und verurteilt, unter furchtbarsten Umständen seine Oper «Die Witwe des Schmetterlings». Walter Braunfels, von den Nationalsozialisten aus dem Amt gejagt, komponierte dennoch seine «Verkündigung». Obwohl keinerlei Aussicht auf eine Aufführung bestand, war diese Oper Teil seines unerschütterlichen Glaubens an die Macht

der Musik; daran, dass sie – selbst dann, wenn sie bis auf weiteres nicht Klang zu werden vermag – dem Menschen Halt, Zuversicht und Würde geben kann.

Unter den vielen Eigenschaften, die der Musik seit der Antike zugebilligt werden, gehören Freude, Unterhaltung, aber auch Wirkung – Wirkung im Guten. Es ist ein einzigartiges Privileg der Musik, dass man im gemeinsamen Hören, im Zuhören nicht nur emotional angeregt, sogar erregt werden, sondern zum Nachsinnen, zum Nachdenken gelangen kann.

Absolute Grenzerfahrungen, wie sie die «Verkündigung» von Braunfels oder auch Olivier Messiaens 1941 im Gefangenenlager beendete «Quatuor pour la fin du temps» kennzeichnen, sind natürlich immer Ausnahmen in der musikalischen Wirklichkeit, im musikalischen Alltag gewesen und geblieben. Aber sie zeugen davon, dass man der Musik diese unerhörte Kraft nicht nur zutrauen konnte, sondern dass der Glaube daran auch keine Illusion war und ist. Musik kann eben nicht nur erfreuen, sie kann auch – das wusste jemand wie Johannes Brahms ganz genau – Trost spenden, und sie kann dies gerade dann, wenn die Zeitläufte äusserlich auf alles Mögliche hinzudeuten scheinen, nur nicht auf Musik.

Vielleicht ist nun der Augenblick gekommen, sich an diese schwierig zu fassende Macht der Musik zu erinnern, sie als Geschenk neu zu entdecken. Während der dreieinhalbjährigen grausamen Belagerung Sarajevos führte das durch Tote, Verwundung und Flucht stark dezimierte, zuvor nicht mehr öffentlich in Erscheinung getretene Philharmonische Orchester in den Trümmern der Nationalbibliothek 1994, ohne Publikum, Mozarts Requiem auf – ein unerhörtes Zeichen von Trost und Behauptungswillen zugleich.

Musik hat in den letzten dreissig Jahren unseren Alltag zu überschwemmen

begonnen wie nie zuvor, befeuert von ins Unermessliche gewachsenen technischen Reproduktionsmöglichkeiten. Es gab kaum noch Orte, an denen ihr zu entrinnen war, von Bahnhöfen und Flughäfen über Restaurants und Museen bis hin zu Kirchen, die aus irgendeiner versteckten Anlage mit vorgeblich spirituellen Klängen vor der Stille bewahrt werden sollen. Das anhaltende Verstummen, die plötzlich eingetretene Stille dieser Tage kann jedoch – der Not, der sie entsprungen ist, zum Trotz – vielleicht zu einer neuen Besinnung führen.

Ein Zeichen der Hoffnung

Jemand wie Walter Braunfels, der damit rechnen musste, seine Musik niemals hören zu können, erinnert daran, dass die Erfahrung von Musik ein Privileg ist, das es immer wieder neu zu erlangen gilt. Richard Strauss meinte 1948, als er im zerstörten Europa Serenaden Mozarts hören konnte, dass diese Musik bleiben würde, «bis die Erdkruste vereist ist und wohl noch darüber hinaus». Es ist eine schöne und aussagekräftige Metapher, weil in ihr die Macht der Musik als etwas Rätselhaftes, Unnahbares und zugleich Tröstliches benannt ist.

Vielleicht gelingt es also, in den so still gewordenen Zeiten der Krise, Musik gemeinsam neu hören und erleben zu lernen. Musik kann und soll unterhalten, doch sie kann und vermag viel mehr. In der Klangflut der vergangenen Jahrzehnte haben wir womöglich das intensive Zuhören verlernt und uns zu leichtfertig mit der unentwegten Präsenz abgefunden.

Niemand kann vorhersagen, wie und wann sich Krisen wenden, auch in diesem Falle nicht. Aber ebenso hätte niemand noch vor vier Wochen die Prognose gewagt, ein zentrales Musikfestival wie die Bayreuther Festspiele könnte abgesagt werden. Nun ist es gesche-

hen, zum ersten Mal seit der Neugründung im Jahr 1951. Viele andere bedeutende Kulturveranstaltungen waren mit schmerzlichen Absagen vorangegangen, etliche werden wohl noch folgen; selbst die Salzburger Sommerfestspiele stehen – ausgerechnet im hundertsten Jahr ihres Bestehens – auf der Kippe.

Neben allen schwer vorhersehbaren unmittelbaren Folgen führt dies doch auch dazu, das «reale» Erklingen von Musik nicht als Selbstverständlichkeit hinzunehmen. Es ist ein Glück, wenn dieses geschieht, und wir können dieses Glück wiederentdecken, also das Privileg, daran überhaupt teilzuhaben.

Die ins Schweigen mündende japanische Premiere der «Götterdämmerung» war daher nicht nur ein Fanal, sondern auf eine ungewollte Weise zugleich ein Zeichen der Hoffnung. Vielleicht lernen wir, als Folge der Krise, wieder auf neue Weise zu hören, wahrzunehmen – und zu erkennen, dass das damit verbundene Glück alles andere als garantiert ist. Aus vielen historischen Beispielen kann man lernen, dass Musik in der Krise zur Selbstverständigung beitragen konnte und kann.

Möglicherweise kann es nach der Krise aber gelingen, dieses einzigartige Privileg der Musik nicht wieder zu vergessen, sondern es gegenwärtig zu halten. Irgendwann wird die Stille vorbei sein, werden die Opern- und Konzerthäuser – die ja, anders als in einem Krieg, keinen physischen Schaden erlitten haben – wieder mit Musik gefüllt und erfüllt sein. Doch es bedeutet dann wohl etwas anderes, Zeuge einer Aufführung zu werden. Daraus könnte die nachdrückliche Verpflichtung erwachsen, diese bereichernde Einsicht nicht leichtfertig wieder preiszugeben.

Laurenz Lütteleken ist Professor für Musikwissenschaft an der Universität Zürich. 2018 ist bei C. H. Beck sein Buch «Mozart. Leben und Musik im Zeitalter der Aufklärung» erschienen.